

„Sitz der Weisheit“. Mit Maria befreiende und partizipative Räume der Kirche erschließen

Margit Eckholt

Geschlechterpolaritäten aufbrechen – gemeinsam mit Jesus Christus und Maria auf dem Weg einer partizipativen Kirche

Mit dem Pontifikat von Franziskus rückt der ekklesiologische Aufbruch des Zweiten Vatikanischen Konzils, den Karl Rahner mit dem Stichwort des Welt-Kirche-Werdens bezeichnet hat, auf neue Weise in das Bewusstsein. Aus der Perspektive von Reformbewegungen und der kontextuellen Theologien und Befreiungstheologien, wie sie sich in den Ländern des Südens ausgebildet haben, ist von einer „Erleichterung“ die Rede, einem „Aufatmen“. Die neuen Aufbrüche, die mit den Stichworten Partizipation, Basisgemeinden oder kleine christliche Gemeinschaften, Beteiligung von Laien, Männern und Frauen, in der Kirche und synodales Prinzip benannt werden, werden von Papst Franziskus seit dem ersten Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* (2013) in das Zentrum gerückt. In Ansprachen vor der Kurie oder auf den verschiedenen apostolischen Reisen vor nationalen Bischofskonferenzen werden sie in Erinnerung gerufen. Es geht Papst Franziskus um den Weg der Kirche als „Volk Gottes“ im Dienst einer Evangelisierung, die das Evangelium der Barmherzigkeit in das Zentrum rückt und in einer von vielfältigster Gewalt und Unfrieden geprägten Welt „Sakrament“ des Friedens Gottes für die Welt ist. Und dazu gehört eine neue „Bekehrung“ hin zum Evangelium, eine neue, überzeugende Präsenz in der Welt und eine Kritik an Strukturen, die diesem Welt-Kirche-Werden in der Nachfolge Jesu von Nazareth im Weg stehen.

In der deutschen Ortskirche ist dieser Aufruf, Kirche als „Volk Gottes“ auszuprägen, auf verschiedenen Ebenen aufgegriffen worden: im Rahmen des Dialogprozesses der deutschen Bistümer, auf diözesanen Synoden oder Dekanatskonferenzen. Auch wenn die Zeichen auf Reform gestellt sind, so fällt auf, dass bei allen Prozessen der Umstrukturierung in den verschiedenen Diözesen und der Zusammenlegung von Gemeinden der entscheidende Punkt für die Zukunft von Kirchenstrukturen nicht deutlich benannt wird: der fehlende Priesternachwuchs und in einer langfristigen Perspektive der Rückgang der Zahlen von Katholiken und Katholikinnen und damit verbunden der Rückgang weiterer Berufungen für pastorale und andere kirchliche Aufgaben. Es werden meist Auswege gesucht, um Not zu lindern, aber nicht benannt wird die Notwendigkeit einer Erneuerung der Kirche durch die Öffnung von neuen Zugangswegen zum (Weihe-)Amt. Frauenförderprogramme sind zwar über die Pastorkommission und Frauenseelsorge ins Leben gerufen worden, Frauen arbeiten als Theologinnen oder Juristinnen mittlerweile auch auf mittleren Ebenen diözesaner oder überdiözesaner Strukturen; der Zugang zu Leitungsfunktionen und damit die Zusammenarbeit mit Bischöfen und Priestern in kirchlichen Entscheidungsgremien wird für Frauen jedoch nicht geöffnet, sind diese doch zumeist an das sakramentale Amt gebunden.

Papst Franziskus hat die Frauenförderung im Blick: In *Evangelii gaudium* hat er die Notwendigkeit benannt, Frauen auch für Führungsaufgaben in der Kirche zu qualifizieren (EG Nr. 103), er ruft in Ansprachen gerade Ordensfrauen zu einem „empowerment“ auf, eine „unterwürfige“ Haltung abzulegen, er hört auf Fragen von Frauen – so geht die Einrichtung einer Kommission zum Frauen-*diakonat* in der Kirche auch auf eine Audienz von Papst Franziskus mit der internationalen Vereinigung der Generaloberinnen (UISG) am 12. Mai 2016 zurück. Wenn es jedoch um Fragen der Zulassung von Frauen zur Weihe geht, erinnert der Papst an die Entscheidung seiner Vorgänger, in dieser Frage sei „alles gesagt“, mit dem Lehrschreiben von Johannes Paul II. *Ordinatio sacerdotalis* (1994) sei im Blick auf diese Frage die Tür geschlossen worden. In seiner kurzen

Stellungnahme zur Frauenordination in einem Interview am 1.11.2016 auf dem Rückflug von der ökumenischen Begegnung in Lund hat Papst Franziskus – wie in anderen Ansprachen zu diesem Thema – auf Maria verwiesen. Sie habe weder die Sendung der Apostel noch das Priestertum erhalten, sie repräsentiere demgegenüber die Kirche, die weiblich ist, und Jesus Christus, der Mann ist, stehe dieser Kirche, seiner „Braut“, gegenüber. „Wer ist am wichtigsten in der Theologie und dem Mysterium der Kirche: Die Apostel oder Maria am Pfingsttag? Es ist Maria! ... [Es] ist ‚la Chiesa‘ und die Kirche ist die Braut Christi. Es ist ein Brautmysterium. Und im Licht dieses Mysteriums verstehst du den Grund für diese beiden Dimensionen. Die Petrinische Dimension, welche die Bischöfe sind, und die Marianische Dimension, welche die Mutterschaft der Kirche ist ... [,] aber im profundesten Sinn. Kirche existiert nicht ohne eine weibliche Dimension, denn sie ist selbst weiblich.“

Im Hintergrund dieses Textes steht ein Verständnis der Aufeinanderbezogenheit von Mann und Frau, wie es sich vor allem seit der mittelalterlichen Theologie ausgebildet hat und wie es in den lehramtlichen Argumentationsmustern bis heute fortgeschrieben wird. Diese Geschlechteranthropologie hat darüber hinaus die westliche Kultur bis hinein in Literatur, Kunst, Musik entscheidend beeinflusst. Im 19. Jahrhundert ist dies mit der Ausprägung eines spezifischen Bildes des Weiblichen verbunden worden, das einerseits die Frau überhöhte, sie andererseits stigmatisierte und das mit geschlechtsspezifischen Arbeitsaufteilungen und einer bis heute nachwirkenden sozialen Konstruktion von Geschlechtermodellen verbunden war. In den europäisch-südländischen und lateinamerikanischen Kontexten wirkt dies bis heute nach, in einer Idealisierung der Frau als „Jungfrau“ und „Mutter“ und der Abwertung und Marginalisierung der Frau an der Seite des Mannes (in Beruf und Öffentlichkeit, aber auch im Privaten als Geschlechtspartnerin), wie es die chilenische Soziologin Sonia Montecino in ihrer Untersuchung zum *marianismo* und *machismo* in der lateinamerikanischen Kultur aufgewiesen hat. Auch Papst Franziskus ist in dieser

Kultur groß geworden, aus einer italienischen Einwandererfamilie stammend und in Buenos Aires aufgewachsen, er kennt das Spiel der Geschlechter, wie es die Musik des Tangos zeichnet, und die Faszination des Weiblichen, die doch mit einer unausgesprochenen oder ausgesprochenen Dominanz über das Weibliche verbunden ist.

Das Bild von Maria als Jungfrau und Mutter ist auch von diesen Stereotypen geprägt. Maria ist das Gegenmodell zu Eva, mit der – so die vereinfachte, aber doch die Kultur prägende Vorstellung – die Sünde in die Welt kam. Auch wenn Johannes Paul II. in seiner Enzyklika *Mulieris dignitatem* – Über die Würde und Berufung der Frau (1988) diese Eva-Maria-Typologie aufgebrochen hat und ein neues, befreiendes Frauenbild zeichnet, so wirkt auch in seinem Schreiben die traditionelle Geschlechteranthropologie nach und mit ihr ein polares bzw. komplementäres Verständnis der Geschlechter. Mann und Frau stehen sich – hier wird auf biblische und patristische Bilder zurückgegriffen – als Braut und Bräutigam gegenüber, und dies wird dann auf das Verhältnis von Christus und Kirche bezogen (vgl. Eph 5,25–32). Das spiegelt sich in dem genannten Interview von Papst Franziskus zur Frauenordination wider. Mit dem Blick auf Maria wird eine Hochachtung den Frauen gegenüber zum Ausdruck gebracht, gleichzeitig wird aber mit dem Gegenüber von Mann und Frau und damit verbunden einer polaren Geschlechteranthropologie ein Bild von Kirche gezeichnet, das dem neuen partizipativen Verständnis von Kirche, wie es das Zweite Vatikanische Konzil entfaltet, nicht gerecht wird. Gleichzeitig ist damit auch ein Amtsverständnis verbunden, das den geweihten Amtsträger, den Priester, der Kirche gegenüberstellt. Der Volk-Gottes-Gedanke des Zweiten Vatikanischen Konzils hat dies aufgebrochen: Alle Glaubenden – Amtsträger und Laien – sind gemeinsam auf dem Weg, Zeugnis vom Evangelium der Barmherzigkeit zu geben.

Gerade darum ist es von Bedeutung, im Blick auf den Aufbruch im Pontifikat von Franziskus und das Bild der Kirche als „Mutter und Hirtin“ einerseits die klassischen anthropologischen und ma-

riologischen Denkfiguren zu beleuchten, wie sie auch in seinen Texten transportiert werden, und andererseits die in den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils implizierte „befreiende“ Mariologie in den Blick zu nehmen. Diese neuen Wege sind – abgesehen von feministischen Arbeiten – kaum aufgegriffen worden, und es ist ein Zugang zu Maria fortgeschrieben worden, der von der traditionellen Geschlechertypologie und einem Frauenbild geprägt ist, das dem Selbstverständnis und den Lebensformen von Frauen heute nicht mehr entspricht. Aber diese anthropologischen und mariologischen Grundmuster wirken weit hinein in die Priesterausbildung. Sie prägen bis heute eine Mentalität aus, die im Blick auf eine weitergehende Partizipation von Frauen in der Kirche die Auseinandersetzung mit neuen biblischen, historischen, dogmatisch-theologischen und pastoraltheologischen Studien zur Frage nach einem sakramentalen Amt für Frauen mit dem Hinweis auf die Verbindlichkeit von lehramtlichen Texten wie *Ordinatio sacerdotalis* verweigert.

Im Folgenden wird darum im Sinne der von Papst Franziskus vertretenen „Theologie des Volkes“ mit den biblischen Texten ein befreiendes Bild von Maria als „Frau aus dem Volk“ gezeichnet und mit der Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils *Lumen gentium* und der bedeutenden Stellung, die Maria hier zukommt, ein partizipatives Verständnis von Kirche erarbeitet, das diese als Volk Gottes versteht, das gemeinsam mit Christus und Maria auf dem Weg ist. Genauso wenig wie sich Mann und Frau bloß gegenüberstehen, trifft dies auf Christus und Maria zu und in weiterer Konsequenz auf das Amt und die Kirche. Dann kann auch die Frage nach einem Amt für Frauen neu gestellt werden; „Christusrepräsentanz“ kommt nicht nur dem Mann zu; eine befreiende Mariologie legt hier neue Wege aus. Maria ist die Frau aus dem Volk, die in ihrem befreienden Magnifikat Zeugnis gibt für das Evangelium Jesu Christi, das ein neues Selbstbewusstsein und Selbstwerden von Frauen und Männern bedeutet.

Neue Räume des Glaubens und der Partizipation in der Kirche mit Maria erkunden und öffnen

Mutter und Gottesfreundin – mit Maria Familie Gottes und Freundesgemeinschaft Jesu Christi bilden: biblische Grundlagen

Maria wird in den neutestamentlichen Texten als große Glaubende gezeichnet. Die Mutter Jesu ist für den Evangelisten Johannes auch Jesu Jüngerin, und sie erhält eine zentrale Rolle in der frühen Gemeinschaft der Christen und Christinnen. Jesus selbst gibt ihr in der Stunde seiner Verherrlichung am Kreuz (Joh 19,25–30) diese neue Rolle; der Jünger, den er liebt, und die Mutter werden miteinander verbunden. Mutterschaft und Jüngerschaft werden von Jesus aufeinander bezogen und werden zur zentralen Charakteristik der Kirche. Zu dieser Gemeinschaft gehören ganz selbstverständlich Männer und Frauen, Jesus selbst hat keinen Unterschied gemacht, genauso wenig wie die frühe Kirche. Was diese Gemeinschaft auszeichnet, ist die Qualität der Liebe, die von Jesus selbst in der Hingabe seines Lebens und aus tiefster Freundschaft gestiftet wird. Familien- und Freundschaftsbeziehungen ergänzen sich. Die Kirche als neue „Familie Gottes“ zeichnet sich durch freundschaftliche Beziehungen aus. Freunde und Freundinnen stehen in einer freien Beziehung zueinander; Freiheit und Zuneigung gründen in einer tiefen, im Horizont Gottes wachsenden Anerkennung. Marias Leben ist von dieser Freiheit, Liebe und Freundschaft geprägt; sie ist die von Gott „Begnadete“, die in der Geschichte der Kirche so zum „Typus“ der Glaubenden wird, dem Urbild der Kirche.

Gerade die Zeugnisse der Volksfrömmigkeit, wie sie auch Papst Franziskus vertraut sind, stellen Maria als diesen neuen „Typus“ der Glaubenden und der Kirche vor. Sie ist „die“ Glaubende par excellence, was im Lukasevangelium in der Verkündigungsszene und dem großen Gebet des Magnifikat (Lk 1,46–56) ausgedrückt wird, was Johannes mit der Hochzeit von Kana (Joh 2,1–11) in Szene setzt. Die neue Qualität des Mutter-Seins, in die Maria aus der freien Be-

ziehung zu Jesus hineinwächst, kann auch als Freundschaft verstanden werden. So ist Maria nicht nur die „Mutter par excellence“, ein Bild, das sich vor allem in Mariologien des 19. Jahrhunderts ausgebildet hat und das die Gefahr einer „Mythisierung“ in sich birgt. Sie ist als Mutter auch Schwester im Glauben und als Freundin des Freundes auch Gottesfreundin. Das wird deutlich im Fresko der Apsis von Santa Maria in Trastevere in Rom, auf dem Jesus und Maria beide auf einem Thron sitzen und Jesus Maria in freundschaftlicher Beziehung den Arm um die Schulter legt. Das ist eine *sedes sapientiae* („Sitz der Weisheit“) in ekklesiologischer Perspektive, ästhetischer Ausdruck des Kirchenverständnisses, wie es das Zweite Vatikanische Konzil vorgelegt hat und in dem Strukturen eines Gegenübers von Christus und Maria aufgebrochen werden.

Gottesfreundin, Schwester im Glauben und „Typus“ der Kirche – die Volk-Gottes-Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils

In der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* des Zweiten Vatikanischen Konzils erhält Maria einen neuen Stellenwert in der Reflexion auf die Gemeinschaft der Kirche. Sie hat vorgelebt, was es heißt zu glauben und mit anderen in der Nachfolge Jesu unterwegs zu sein, und gerade damit hat das Zweite Vatikanische Konzil neu bedacht, was Kirche ist: Es geht um die Nachfolge Jesu Christi, um die Teilhabe an seiner Freundschaft und um die Ausprägung von lebendigen, von Gottes Geist bewegten Glaubensformen. An Jesus Christus geht von Gott her auf, was Freundschaft Gottes ist, was Gnade, was Geschenk seiner Liebe ist – damit wird der Text der Kirchenkonstitution eröffnet. Maria ist „Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes für das wandernde Gottesvolk“ (LG 68), an ihr wird für den Menschen ersichtlich, was Erlösung bedeutet und was Verheißung ist: über alle Gebrochenheit der Welt und Kontingenz der Zeit wieder in die Liebe Gottes eingeborgen werden zu können. Kirche wächst in ihr Wesen hinein im lebendigen Geschehen und Vollzug des Glaubens; im Antworten auf das Ge-

schenk der Freundschaft, das Gott in Jesus Christus eröffnet hat, bilden sich vielfältige Lebensformen aus, deren „Typus“ Maria ist. So fasst der Konzilstext seinen Blick auf Maria mit der Wiederholung der alten theologischen Aussage von Maria als „Typus der Kirche“ (LG 53) zusammen. „Die Gottesmutter ist, wie schon der heilige Ambrosius lehrte, der Typus der Kirche unter der Rücksicht des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit Christus“ (LG 63). „Daher richten sie ihre Augen auf Maria, die der ganzen Gemeinschaft der Auserwählten als Urbild der Tugenden voranleuchtet“ (LG 65). Sie ist zuinnerst in die Heilsgeschichte eingegangen, in das „Innerste der Glaubensgeheimnisse“, und strahlt diese Geheimnisse wider (LG 65). „Die Kirche aber wird, um die Ehre Christi bemüht, ihrem erhabenen Typus ähnlicher durch dauerndes Wachstum in Glaube, Hoffnung und Liebe und durch das Suchen und Befolgen des Willens Gottes in allem“ (ebd.). Alle möglichen Antworten auf das Geschenk der Freundschaft Gottes, das in Jesus Christus eröffnet ist, sind in diesem Typus eingeborgen, und dazu gehören amtliche und charismatische Strukturen. An Maria wird deutlich, dass diese Antworten einerseits unter dem Vorbehalt des Vorläufigen, auch Zerbrechlichen, Fragmenthaften stehen, andererseits werden sie gerade in ihrer Fragilität transparent für das Auferstehungslicht. Es gibt – auch im Jetzt, auf dem Weg – eine Verheißung für den Menschen, dass es ein letztes Ganz-Sein gibt. Dies hat sich in Maria erfüllt, wie es in der dogmatischen Aussage zur Aufnahme Marias in den Himmel zum Ausdruck kommt. Und diese Maria ist, wie alle auf dem Weg in den Spuren Jesu Christi, mit dem Charme eines Lebens im Geist begabt, mit kritischem Geist, mit einem Gespür für die Zeichen der Zeit, mit prophetischem Mut, jegliches Unrecht und die Verletzung der Menschenwürde anzuklagen, und ermächtigt zu einem verantwortlichen Leben, vor allem an der Seite der Armen und Ausgegrenzten. Das ist an Maria abzulesen, der jungen Frau aus Nazareth, aus deren Begegnung mit Elisabeth das Magnifikat erwachsen ist (vgl. Lk 1,46–55).

Wenn Papst Franziskus von der Kirche als „Mutter“ spricht, dann ist diese Maria in den Blick zu nehmen, die mutige Frau des Magnifikat, die zu einem selbstbewussten Leben an der Seite Jesu Christi gefunden hat, die Mutter, Jüngerin und Schwester im Glauben, die mit den Jüngern und Jüngerinnen Wege der Nachfolge in der frühen Gemeinde ausgeprägt hat. Maria ist „Typus“ der Kirche und ihr „klarstes Urbild im Glauben und in der Liebe“, so die Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils (LG 53), sie hat eine besondere Stellung auf dem „Pilgerweg des Glaubens“ (LG 58); gleichzeitig wird in den Konzilstexten betont, dass die „einzige Mittlerschaft Christi“ durch sie keineswegs verdunkelt wird, sondern in ihr ihre Wirkkraft zeige (LG 60). Als „Typus“ der Kirche umfasst sie die vielfältigen Wege der Nachfolge, amtliche und charismatische, und in allen diesen Zeugnisgestalten kommt es auf unterschiedliche Weisen zu einer Christusrepräsentanz. So können sich dann Christus (und mit ihm das sakramentale – von Männern wahrgenommene – Amt, so Papst Franziskus im Interview vom 1.11.2016) und Maria (und mit ihr die – als weiblich verstandene – Kirche) auch nicht bloß gegenüberstehen. Die Kirche als Volk Gottes ist mit Christus und Maria auf dem Weg. In den Konzilstexten liegt das Potential, die Mariologie weiter zu entfalten und Maria als Freundin Gottes zu entdecken, als den Typus für die Lebensform der Freundschaft mit Gott und untereinander, wie es das Fresko in der Apsis von Santa Maria in Trastevere deutlich macht. Der befreiungstheologische Zugang zu Maria in den Kirchen des Südens, in dem die Maria von Nazareth im Blick ist, die junge und arme Frau, die Maria des Magnifikat, auf der Seite der Armen und Gedemütigten, ist diese Wege gegangen. Maria steht für eine Gestalt des Glaubens, die das gesamte Volk Gottes betrifft, Amtsträger und Laien, Frauen und Männer, amtliche und charismatische Strukturen, und so können über diesen Blick auf Maria als Mutter, Jüngerin und Schwester und von ihrer Glaubensgestalt ausgehend die Pisten einer erneuerten Ämtertheologie ausgelegt werden. Die verschiedenen amtlichen Formen erwachsen aus spezifischen Zeugnisgestalten und stehen im Dienst des ganzen Volkes Gottes. Es gibt eine

Vielfalt der Repräsentanz Jesu Christi, die sich nicht an geschlechtlichen Zuschreibungen festmacht, sondern an den spezifischen Formen der Glaubensantwort im Dienst der Gemeinde. In genau diesem Sinn sind alle „einer in Christus Jesus“, und es gibt „nicht mehr Sklaven und Freien, nicht männlich und weiblich“ (Gal 3,28).

Ämter für Frauen in den christlichen Kirchen

Neue Formen der Christusrepräsentanz ermöglichen

Im Dezember 2017, am Ende des Gedenkjahres der Reformation (1517–2017), in dem sowohl die bestehenden Gemeinsamkeiten wie auch die noch immer trennenden Kontroversen bedacht worden sind, fand an der Universität Osnabrück ein Kongress statt, auf dem aus wissenschaftlicher Perspektive die Argumente geprüft wurden, die im 20. Jahrhundert in den Kirchen der Reformation und der altkatholischen Kirche zu einer Öffnung im Hinblick auf die Teilhabe von Frauen an allen kirchlichen Ämtern und Diensten geführt haben. Die ökumenische Perspektive war und wird auch in Zukunft von Relevanz sein für die anstehende Debatte um Ämter für Frauen in der katholischen Kirche.

Ämter sind, so wurde auf dem Kongress betont, unabhängig vom Geschlecht – im Sinne von Gal 3,28 – allen zuzutrauen. Auf diese Bibelstelle bezieht sich in der katholischen Kirche gerade das Zweite Vatikanische Konzil; die Betonung der gleichen Würde von Mann und Frau ist einer der Leitsätze des Konzils. Die in den Konzilstexten grundgelegten ekklesiologischen Aufbrüche und neuen Perspektiven für das Kirchen- und Amtsverständnis führen in eine neue Weite und sind auch von ökumenischer Relevanz; theologisch erschöpfend behandelt sind diese Fragen jedoch nicht. In der deutschsprachigen und vor allem internationalen feministischen Theologie sind seit den 1970er Jahren Debatten um das kirchliche Amt für Frauen geführt worden; die fundierten wissenschaftlichen Argumente – wie sie z. B. von Elisabeth Gössmann oder Ida Ra-

ming vorgelegt worden sind – sind bislang von lehramtlicher Seite und weiteren theologischen Kreisen nicht entsprechend rezipiert worden. Die ontologisch festgeschriebene Anthropologie der Geschlechter, eine spezifische Interpretation der Schöpfungserzählungen, von Gen 1,27 und vor allem Gen 2,4–3,24, und die in der biblischen und patristischen Auslegung dieser Stelle daraus erwachsene Subordination der Eva haben eine bis heute nachwirkende Geschichte und die christlich geprägten kulturellen Traditionen des Westens beeinflusst. Dass Jesus Christus die ganze menschliche Natur angenommen hat, worauf gerade auch die orthodoxe theologische Tradition hinweist, wird hier ausgeblendet und mit Geschlechtertypologien und -zuschreibungen überblendet.

Nicht im Blick war und ist oft auch heute, dass die Erzählung von der Erschaffung des Menschen von einer grundlegenden Bezogenheit auf anderes spricht, nicht jedoch eine polare Geschlechteranthropologie entwirft, wie sie in den lehramtlichen Texten zum Menschen als „Bild Gottes“ bis heute vorliegt. Darum war es auf dem Kongress von Bedeutung, über gendertheoretisch orientierte Beiträge feministisch-kritische und befreiungstheologische Ansätze vorzulegen, die Geschlechterpolaritäten aufbrechen und Geschlechtergerechtigkeit bei der Übernahme und der Ausübung kirchlicher Ämter als Prüfstein der Glaubwürdigkeit der Verkündigung des Evangeliums sehen. Diese prospektiven Genderperspektiven werden für die Arbeit an einem erneuerten partizipativen Amtsverständnis von Bedeutung sein, auch wenn dies angesichts der Debatten um den Genderbegriff in der katholischen Kirche nicht einfach ist. Aber auch hier tut Aufklärung not, und die ökumenische Perspektive wird hilfreich sein können. Frauen kommt in anthropologischer Hinsicht die volle Gottebenbildlichkeit zu, in christologischer Hinsicht die volle Christus-Repräsentanz; es geht um Inklusion, nicht Exklusion; es geht um den Mut zu Grenzüberschreitungen im Blick auf die Auseinandersetzung mit der Verbindlichkeit lehramtlicher Aussagen, so wie es Jesus getan hat. Er hat Grenzen von Klassen, Ethnien, Geschlechtern und religiösen „Vorgaben“ immer wieder überschritten – im Dienst des Evangeli-

ums der Barmherzigkeit und Freiheit Gottes. Ämter wachsen dort, wo die Nachfolge Jesu Christi gelebt wird, wo sich die Kirche als Volk Gottes vollzieht und wo Menschen – Männer und Frauen – den Ruf Gottes hören und ihre Antworten auf diesen Ruf in ihrem Leben ausprägen wollen. Die Gestalt der Antworten in Form amtlicher Dienste in der Kirche kann nicht an geschlechtlichen Kategorien festgemacht werden. Genau hier können die mariologischen Denkfiguren des Konzils zu einem Aufbrechen von in das Ämterverständnis eingeschriebenen Geschlechtertypologien und -polaritäten beitragen.

***Sedes sapientiae* – mit Maria als „Theologin des Volkes“ Räume der Weisheit öffnen**

Maria ist, so Papst Franziskus in einer Ansprache vor der Internationalen Theologenkommission am 5. Dezember 2014, eine „Frau, die hört, die aus dem Gebet lebt, Frau, die den Problemen der Kirche und der Menschen nahe ist ... Maria ist so die Ikone der Kirche, die jeden Tag, aus dem ungeduldigen Warten auf den Herrn heraus, Fortschritte im Verstehen des Glaubens macht, auch dank der geduldigen Arbeit der Theologen und Theologinnen. Die Jungfrau ist Meisterin der authentischen Theologie, und sie gibt uns die Sicherheit, mit ihrem mütterlichen Gebet, dass unsere Liebe ‚immer noch reicher an Einsicht und Verständnis wird‘ (Phil 1,9). Auf diesem Weg begleite ich euch mit meinem Segen und bitte euch um euer Gebet für mich. Beten wir auf theologische Weise, danke.“ Papst Franziskus hat Maria hier als eine „Theologin“ herausgestellt, eine Frau, die zuhört, eine Frau der Kontemplation und der Aktion, die den „Problemen der Kirche und der Menschen“ nahe ist, eine „Meisterin der authentischen Theologie“. Wenn er Maria und die Theologie in Verbindung bringt, so rückt er dabei eine der ältesten christlichen Gebetstraditionen ans Licht. Im *Hymnos Akathistos* der frühen Kirche ist Maria die Wegweiserin der Gläubigen zur Weisheit, einer Weisheit, die das Erkennen und Wissen der Philosophen weit übertrifft.

Maria ist Frauen in der Geschichte christlichen Glaubens Vorbild und Trost gewesen, weil sie genau diesen Raum der Weisheit und der Theologie eröffnet hat – auch wenn dies bis in das 20. Jahrhundert ein Raum am Rande der „offiziellen“ Theologie geblieben ist, nicht wahrgenommen und erschlossen für die Glaubensanalyse und noch weniger für ekklesiologische Perspektiven. Frauen haben aber – trotz allem – immer wieder neu ihre Wege gesucht, sie waren Begleiterinnen großer Gelehrter wie eine Paula von Rom, ohne deren Sprachkenntnisse Hieronymus die Bibelübersetzungen sicher nicht hätte erstellen können, oder sie haben in der Gemeinschaft anderer Frauen, im Konvent oder Kloster, wie Hildegard von Bingen, wie die Mystikerinnen von Helfta, wie Teresa von Ávila, wie Sor Juana Inés de la Cruz, ihre Weisheit und theologischen Fähigkeiten in den Dienst der Verkündigung des Evangeliums und der Reform des Glaubenslebens ihrer Zeit gestellt. Die Konsequenzen wie Ausgrenzung, Verdächtigung durch die Inquisition oder Schreibverbot haben viele von ihnen erlebt. Maria hat diese Frauen begleitet und angeleitet zu einer weisheitlichen und prophetischen Theologie, eingebunden in die vielfältigen Praktiken des Lebens, des Gebetes, der Gemeinschaft und der Sorge um die jeweiligen „Zeichen ihrer Zeit“, vor allem auch um Räume für Frauen in Kirche und Gesellschaft. Sie steht so für eine feministische „Theologie des Volkes“, wie sie unter Bezug auf die Theologie der argentinischen Heimat von Papst Franziskus genannt werden kann.

Die „Kirche im Aufbruch“ kann ohne die Anerkennung dieser feministischen „Theologie des Volkes“, die in vielfältigen Formen in der Geschichte und Gegenwart, den Charismen und theologischen, geistlichen und pastoralen Kompetenzen der Frauen entsprechend, entfaltet worden ist, nicht auf neuen Wegen gehen. Es geht heute um selbstkritische und anerkennende Rückbesinnung auf diese Theologien und Ermutigung zu ihrer Fortschreibung. Sie werden der Ämtertheologie neue Perspektiven erschließen, im Sinne einer partizipativen und kommunikativen Kirche, einer Kirche, die aus einem vertieften und befreienden Glaubensverständnis heraus ein neues und glaubwürdiges Christuszeugnis in einer von vielfältigs-

ten Spannungen geprägten Welt zu geben versteht. Maria, die *sedes sapientiae*, steht für diese feministische „Theologie des Volkes“. Die Glaubensbildung und -reflexion, die Maria, die „Frau aus dem Volk“, anstößt, steht im Dialog mit den Traditionen einer rationalen Theologie und den neuen Befreiungstheologien. Sie hat darüber hinaus eine ästhetische Gestalt. Sie erwächst auch aus der Dichte der Poesie und dem Klang der Lieder, aus den verschiedenen Figuren der Einbildungskraft, die die vielen Marienbilder freisetzen. Die Frau aus dem Volk begleitet alle: Arme und Reiche, Junge und Alte, Männer und Frauen; sie wird – so in Lateinamerika – in fröhlichen und ausdrucksstarken Liedern besungen, getextet auf die *María del Camino*, die *Morenita*, die *Virgen de Guadalupe*, *Aparecida* oder *Copacabana*. Die Fröhlichkeit der Weggemeinschaft des Gottesvolkes bestärkt im Gehen die Hoffnung und den Mut, gegen alle „Mächte der Welt“ aufstehen zu können, weil in Jesus Christus alle Mächte und Gewalten dieser Welt entmachtet sind. Die „Maria auf dem Weg“ hat den Sohn verloren und lebt doch aus dem Vertrauen in die Auferstehung. So leitet sie an zu einem alles Leid heilenden Leben bei Gott, das im Hier und Heute in gelebter Solidarität konkret werden kann. Die „Maria auf dem Weg“ ist so Begleiterin aller, die wie sie auf dem Weg sind, und sie steht für die Hoffnung, dass ein Anteilhaben an der Erlösung, die sich in Jesu Christi Leben, Sterben und Auferstehen ereignet hat, möglich ist. Frauen in kirchlichen Ämtern werden diese Maria erinnern und mit ihr Zeugnis vom Gott des Lebens geben, der alle befreit und heilt, Männer und Frauen. Sie werden darin ein Evangelium repräsentieren, das an die Lebensfülle des Paradiesgartens erinnert, die Verheißung für die ganze Schöpfung ist, Erinnerung an den guten Anfang und Hoffnungsperspektive für die Zukunft von Mensch und Welt bei Gott.

Literatur

- Virginia Azcuy/Mercedes García Bachmann/Nancy Bedford, *Teología feminista a tres voces*, Santiago de Chile 2016.
- Margit Eckholt, „Die Freiheit der „imago Dei“. Anmerkungen zur Gender-Diskussion in theologisch-anthropologischer Perspektive“, in: Margit Eckholt (Hrsg.), *Gender studieren. Ein Lernprozess für Theologie und Kirche*, Ostfildern 2017, 189–227.
- Margit Eckholt, *Ein Papst des Volkes. Die lateinamerikanische Prägung von Papst Franziskus*, in: *Theologisch-praktische Quartalschrift* 163 (2015), 4–19.
- Margit Eckholt, *Frau aus dem Volk. Mit Maria Räume des Glaubens öffnen*, Innsbruck 2015.
- Margit Eckholt, *Präsenz des Weiblichen. Die Rolle der Frau in Kultur und Theologie Lateinamerikas*, in: *Herder-Korrespondenz* 3 (1995), 141–146.
- Ivone Gebara/Maria C. Lucchetti Bingemer, *Maria, Mutter Gottes und Mutter der Armen*, Düsseldorf 1988.
- Elisabeth Gössmann, *Eva – Gottes Meisterwerk*, München 2000.
- Katja Heidemanns, *Ein Weg zu sich selbst, zu anderen und zu Gott. Maria im Spiegel der Glaubens- und Lebenserfahrung von Frauen aus dem Süden*, in: Stefanie Aurelia Spindel/Marion Wagner (Hrsg.), *Maria zu lieben. Moderne Rede über eine biblische Frau*, Regensburg 1999, 120–138.
- Theresa Heimerl, *Andere Wesen. Frauen in der Kirche*, Graz 2015.
- Elizabeth Johnson, *Friends of God and Prophets. A feminist theological reading of the Communion of Saints*, New York/London 1998.
- Elizabeth Johnson, *Truly our Sister. A theology of Mary in the Communion of Saints*, New York/London 2003.
- Sonia Montecino, *Madres y huachos: alegorías del mestizaje chileno*, Santiago de Chile 1991.